

Kritische Praxis

Seminarreihe: Studenten reflektieren und praktizieren »Konstruktiven Kulturjournalismus«

Anna Schürmer

Thomas Steinfeld bezeichnete Feuilletonisten in einem Gespräch mit Alexander Kluge als »kühne Detektive« im Versuch, »ein neues Licht auf den Kanon des Alltags zu werfen.« In diesem Geiste ist auch die Seminarreihe Kritische Praxis zu verstehen, die im Wintersemester 2015/16 als Pilotprojekt erstmals angeboten wurde. Ihr titelgebendes Wortpaar umfasst und bezeichnet ein gleichermaßen theoretisches wie praktisches Verständnis vom Kulturjournalismus im Sinne des Feuilletons: dem kleinen »Blättchen« - feuille -, das in Zeitungen Platz bietet für Vergnügliches und die schönen Dinge des Lebens; das aber auch dem kritischen Zeitgeist und der Gegenwartsdiagnose Räume eröffnet, die für das Funktionieren einer pluralistischen und rasonierenden Gesellschaft so wichtig sind. Statt der Nachrichten- und Berichts-Mentalität: »Konstruktiver Journalismus«.

Diese Überlegungen waren der diskursive Ausgangspunkt des Seminars »Kritische Praxis: Kulturjournalismus«, das als universitäres Experiment am Institut für Germanistik an den Start ging. Die Idee der als Serie angelegten

Blockveranstaltung ist es, gleichermaßen theoretische wie praktische Medienkompetenz an die Studenten der Fakultät Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft sowie besonders des Open Topic-Lehrstuhls für Literatur- und Medienwissenschaften zu vermitteln.

Das theoretische Fundament der 15 am Pilotseminar teilnehmenden Studentinnen wurde mit Texten von und über Walter Benjamins feuilletonistischem Werk, über die kritische Theorie der Frankfurter Schule - wie Theodor W. Adornos »Résumé über die Kulturindustrie« oder Jürgen Habermas Diagnose vom »Strukturwandel der Öffentlichkeit« - bis hin zu neueren Kulturtheorien wie Niklas Luhmanns »Realität der Massenmedien« und Roland Barthes »Kritik und Wahrheit« gelegt.

Ausgestattet mit diesem theoretischen Rüstzeug, richtete sich der anwendungsorientierte Fokus der Kritischen Praxis auf Praktiken eines kulturkritisch informierten und praktisch versierten Kulturjournalismus, dessen Spielarten beleuchtet und in verschiedenen Übungen erprobt wurden: Semesterübergreifend wurde ein Blog entwickelt, in dem sich die Studenten ohne enge Vorgaben, aber mit



Anna Schürmer.

Foto: Amac Garbe

der Verpflichtung zur journalistisch so entscheidenden Eigeninitiative austoben konnten. Im Geiste des klassischen Zeitungs-Fuilleton stand die Beschäftigung mit dem Leipziger Autor Thomas Kunst: Die »kritische Masse« stellte ihre »kritische Klasse« in Kurzkritiken des Experimentalromans »Freie Folge« unter Beweis und verfasste auf der Grundlage einer Exkursion zu einer Lesung in

Leipzig und einem Interview mit dem Autor Portraits, von denen die besten beim freien Universitätsmagazin ad rem veröffentlicht wurden.

Diese Schreibübungen wurden im Laufe der Blockveranstaltungen von der »kritischen Masse« diskutiert und praxisorientiert fortentwickelt; nicht zuletzt, um Arbeitsproben - die Basis erfolgreicher Journalisten - zu generieren.

Aus diesem Geist wurde auch die Idee zu einem Essaywettbewerb geboren, dessen Gewinner auf dieser Seite präsentiert werden. Die Themenstellung entstand im umfassenden Verständnis einer Kritischen Praxis sowie in Anlehnung an die Thematik der am Lehrstuhl für Literatur- und Medienwissenschaften angeschlossenen ERC-Forschergruppe The Principle of Disruption (<http://principleofdisruption.eu>) und lautet:

»Störfeuer, Abseitsfalle oder Steilpass. (Wie) stört die Digitalisierung die kritische Praxis des Kulturjournalismus - oder eröffnet sie dem Kritiker als gesellschaftlichem »Störenfried« ein neues Spielfeld?«

Im Wintersemester 2015/16 geht die Seminarreihe in die zweite Runde. Dann heißt es für kulturkritisch und journalistisch interessierte Studenten der TU Dresden: Kritische Praxis II: Kunst = Kapital.

Die drei unten stehenden Texte wurden von der Redaktion des Dresdner Universitätsjournals zur Veröffentlichung ausgewählt. Alle eingereichten Texte hier: <https://kritischepraxis.wordpress.com/2016/01/21/stoerfeuer-abseitsfalle-oder-steilpass>

Die Digitalisierung nutzen: Kulturföderalismus online

Bettina Müller

Ein hochgekochtes Thema, dessen Glut wohl nie verlischt: Das digitale Zeitalter. Es prägt das 21. Jahrhundert wie kein zweites Medium: das Internet. Eine Vielzahl von Informationen, orts- und zeitunabhängig, aktuell und in den vielfältigsten Formaten.

Im Januar 2016 interviewte Handelsblatt-Herausgeber Gabor Steingart Economist-Chefin Zanny Minton Beddoes und Miriam Meckel, Chefredakteurin der WirtschaftsWoche.

Beide bestätigen: Ja, die Medien- und Kommunikationskultur hat sich verändert - aber nicht nur zum Negativen.

Die Annahme, die Konkurrenz mit dem Internet führe zu insolventen Zeitungen erinnert an Reaktionen beim

Aufkommen des Mediums Fernsehen: Schon damals prophezeiten Kritiker den Untergang des Qualitätsjournalismus - und irrten. Die Verfeindung von Print- und Online-Journalismus ist veraltet, das kulturelle Interesse in der Bevölkerung ungebrochen.

Doch manche Klischees halten sich hartnäckig: Rezensionen im Internet seien mit dürftiger Qualität behaftet und oberflächlich. Dabei sind Online-Artikel überwiegend kostenlos abrufbar und bieten sogar einen entscheidenden Mehrwert für den Leser. Denn in der heutigen Informationsgesellschaft müssen Prioritäten gesetzt werden. Stichwort: Usability. Durch die Verbindung von Wort, Bild, Video und allerlei Verlinkungen kann der Adressat sich beliebig selbstständig in Themengebiete

vertiefen, um selbst zu einem Werturteil zu gelangen. Die Digitalisierung hat damit eine tiefgreifende Veränderung beim Publikum bewirkt: Der Leser wird nun selbst zum Akteur, nach individuellen Interessen können Kritiken und Reviews konsumiert werden, nur relevante Artikel werden angeklickt. Das setzt allerdings eine zielgruppengerechte Vermarktung von Inhalten inklusive Leserbindung voraus.

Dazu bietet das Internet einen attraktiven Platz für Redakteure, mit neuen Formaten zu experimentieren. Technische Standards prägen die Inhalte, kontinuierlich werden wir täglich mit diversen Crossmedia-Strategien konfrontiert. Dazu kommt das subventionierte Corporate Publishing. Der Bedarf an Online-Artikeln führte zu

steigenden Zahlen freier Redakteure, die zumeist sowohl für Print- als auch für Online-Magazine schreiben. Stärker in den Fokus rückt nun die Vermittlung technischer und wirtschaftlicher Kompetenzen, mit denen der Journalist seine originellen Artikel auf dem Markt etabliert. Dabei ist jeder Publisher heute deutlich angreifbarer als in der Vergangenheit. Umständlich wurden Leserbriefe per Post versendet und eine redaktionelle Auswahl einige Tage später in der Printausgabe präsentiert. Heute ist die direkte, unmittelbare Kommunikation mit den Nutzern durch Kommentare unter Online-Artikeln, in Blogs oder sozialen Netzwerken fester Bestandteil unserer Medien- und Kommunikationskultur. Die öffentliche Meinung wird zu großen Teilen auch

online abgebildet, Debatten in leider oft mangelhafter sprachlicher Qualität und im Schutz der Anonymität in den User-Kommentaren ausgetragen. »Bürgerjournalismus« in einer virtuellen Parallelwelt. Dass diese Art von Demokratisierung eine derartige Herausforderung für den Journalismus darstellt, wie immer behauptet, ist schlichtweg falsch. In der Medienwirklichkeit zeigt sich, dass sich Redakteure gut mit dem Fortschritt des digitalen Wandels arrangiert haben und ihn zusehends zu schätzen und vor allem zu nutzen wissen.

WiWo-Chefin Meckel: »Wer mutig und kreativ ist, wird Erfolg haben und neue Wege zu den Lesern und den Nutzern finden. Wer verzagt reagiert, hat schon verloren.«

Demokratischer Prozess?

Franziska Püschel

Im gestreiften Häftlingsanzug, fast wie eine Clownfigur, sitzt Steven Avery auf der Anklagebank. Hilflos suchen die blauen Augen in dem rundlichen Gesicht die Antwort auf die Frage: »Wie konnte es schon wieder soweit kommen?« Das fragen sich auch Millionen Zuschauer auf der ganzen Welt, die gebannt die True-Crime-Dokumentation »Making a Murderer« des Online-Streamingdienstes Netflix verfolgen. Wer sich durch Facebook, Twitter und Instagram treiben lässt, kommt an der Serie nicht mehr vorbei. Der »Schuldpruch« in diesem Fall geht aber nicht zulasten einer ausgeklügelten PR-Masche oder einem Wirbel guter Kritiken. Die Situation lässt sich fast schon als

simpel bezeichnen: Die Demokratie der Digitalisierung als neue Art von Kulturkritik.

Im Laufe des gezeigten Prozesses um den Mord an der Fotografin Teresa Halbach kommen immer mehr Beweise für die Unschuld des Angeklagten ans Tageslicht. Doch eigentlich liefert der Triumph der Produktion selbst den eindeutigen Beweis: Dafür, dass die autoritären und professionellen Kritiken immer mehr an den Spielfeldrand des (Online-)Kulturjournalismus gedrängt werden.

Der Kulturjournalist spielt in den Weiten des Internets nicht mehr die erste Geige. Jedes Kulturerzeugnis kann dort transparent von jedem und zu jeder Zeit diskutiert werden. Das Publikum bildet nicht mehr eine oder mehrere

geschlossene Zielgruppe/n, sondern ist offen und bewegt. Wie Treibsand saugt das Internet seine User ein - Ziel meist unbekannt. Bei aufwühlenden und polarisierenden Kulturerzeugnissen, wie der Doku »Making a Murderer«, kann der seriöse Kritiker schnell zum Spielball des Publikums werden. Während die Serie schon seit über einem Monat heftig im Netz diskutiert wird, mehrere Online-Petitionen für die Freilassung von Steven Avery laufen und selbst das Weiße Haus nun Stellung bezogen hat, müssen die Kritiken hier so schnell wie möglich nachziehen. Die Viralität ist den Medien wie so oft einen Schritt voraus. Und so diskutieren selbst renommierte Zeitungen eher verspätet die Meinung der Zuschauer, als sie erst zu bilden.

Impliziert im Begriff »Kritische Praxis« ist schließlich der Realitätsbezug. Man kommt nicht umhin, sich einzugestehen, dass eben diese Realität heute das digitale Zeitalter ist, welches alte Türen einrostet lässt, aber auch neue öffnet. Das Ziel ist nicht mehr, nur das Kulturerzeugnis an sich kritisch zu reflektieren, sondern die Leser dazu zu bewegen, zu klicken, liken, sharen und zu kommentieren.

Wer sich als Kulturkritiker der Vernetzung verschließt, gerät schnell in die Abseitsfalle. Geschlafen wird nicht mehr und ohne eingebundene Links, Videos, GIFs und Bilder ist ein Artikel genauso verloren wie ohne die richtige Vermarktung. Nicht umsonst gibt es Social-Media-Manager, die sich allein darum kümmern, den Inhalt richtig

an ein Publikum zu verfüttern, das immer wählerischer wird, weil es alles schon gesehen hat. Kultur(kritik) ist Konsumgut wie nie zuvor.

Wie die Geschworenen in Steven Averages Mordprozess, zwölf Menschen aller Altersgruppen und sozialen Schichten, die von den Anwälten Beweise vorgelegt bekommen, erhalten auch die Internetuser von den Journalisten meinungsbildende Häppchen, nach denen sie ihr Urteil fällen können.

Im Falle der Serie »Making a Murderer« ist das Verdikt schon ausgesprochen: Ein Kulturphänomen braucht keinen Anstoß von oben mehr. Der Kritiker sitzt auf der Auswechselbank. Die Demokratie hat das kritische Spielfeld erobert.

Bunter + lauter + schriller = besser?

Franziska Welke

Internet - gut oder böse? Das fragt man sich, wenn man den zigsten Teenager seine Meinung mittels YouTube-Videos in das Mikrofon seines Laptops plärren hört. Bunter, lauter, schriller, greller - Hauptsache auffallen um jeden Preis. Mit einer Anhängerschaft im Rücken, die von seinen weisen Worten künden. Wozu Nachrichten im Fernsehen oder durch Zeitungen konsumieren, wenn ein aufgedrehter Teenager alles mundgerecht auf seinem YouTube-Kanal serviert oder via Facebook und Twitter wettet?

Das gleiche gilt für Rezensionen jeder Art. Wie oft hört man: der und der hat das und das über einen Film gesagt, deswegen wird der Streifen auch so und so sein. Die erste Frage, die sich stellt: Warum ist die Meinung eines einzelnen plötzlich Gesetz? Als nächstes: Was

qualifiziert diesen Menschen, sich eine Meinung bilden und mit derartiger Strahlkraft verbreiten zu können? Ausbildung, Abschlüsse oder fundierte Fachkenntnisse? Oder eher über einen Internetzugang zu verfügen und gleichzeitig bunter, greller und lauter zu sein als die anderen? Wer über eine geisteswissenschaftliche oder journalistische Ausbildung verfügt, droht in diesem Sumpf zu versinken. Den Menschen scheint es zunehmend egal zu sein, ob derjenige, der ihnen seine Meinung einhaucht, überhaupt in irgendeiner Weise Einblick in die Materie hat. Andererseits würden sie auch zu keinem Arzt gehen, der lediglich behauptet einer zu sein. Es kommt leider immer mehr dazu, dass zwar eine große Meinungsvielfalt angeboten wird, sich aber nur auf die Meinung eines einzelnen, meist über keinerlei Qualifikationen verfügenden Individuums bezo-

gen wird. Am Beispiel von LeFloid, alias Florian Mundt, sieht man wo es hängt. Anstatt journalistisch kritisch auf die Aussagen der Kanzlerin im bekannten Merkel-Interview einzugehen, nickt er fragwürdige Aussagen ihrerseits ab und kommentiert diese mit »Absolut.«

Doch auch bei Internet Stars, die sich mit Kultur auseinandersetzen ist das nicht anders. Hauptsache dieser Mensch ist zum Beispiel bei einer Filmkritik mittels Wikipedia dazu in der Lage, die Filme zu benennen aus denen wir die Schauspieler bereits kennen und halbwegs verständlich mitzuteilen, ob er den Streifen ganz hübsch fand. Doch sobald er über den Aufbau, die Konzeption der Handlung, die Auswahl der Besetzung oder gar filmische Vorbilder sprechen soll, hört es oft auf.

Dadurch, dass so ziemlich jeder der Meinung ist, einen Blog haben zu müs-

sen, und durch den schnellen hochfrequentierten Zugang zur Öffentlichkeit durch die Medien, verkommt auch die Sprache als künstlerisches Gut. Die Rechtschreibung und die Form des Ausdrucks werden durch das Angewöhnen einer »Chat-Sprache« unwichtig. Die »Autoren« lesen ihre eigenen Texte nicht mehr gegen. Sie setzen ihre Namen darunter und ahnen nicht welchen Eindruck das bei den Lesern hinterlässt.

Andererseits gibt es auch positive Aspekte an den Errungenschaften der letzten Jahrzehnte. Die Meinung von Journalisten ist nicht länger an das Leitbild einer Zeitung gebunden. Er kann sich im Netz frei austoben. Es kann aktueller, schneller, unabhängiger und somit auch kritischer gearbeitet werden. Der eigene Blog bietet die Möglichkeit, in eigener Verantwortung zu schreiben und ohne großen Aufwand verhältnismäßig

große Massen anzusprechen. Der Kritiker kann sich bunt durch die einzelnen Medien tummeln und diese in seine Arbeit einbeziehen.

Außerdem kommt es sicher eher beim Künstler an, wenn man sich im Internet kritisch über diesen auslässt, als der Fünfzeiler aus der regionalen Zeitschrift. Was auch einen Vorteil der online Veröffentlichungen ausmacht.

Es ist unmöglich die Digitalisierung und vor allem das Internet gänzlich schwarz oder weiß zu betrachten, denn es gibt Grauzonen. Menschen mit fundierter journalistischer oder geisteswissenschaftlicher Ausbildung brauchen aber mehr Spielraum auf diesen Ebenen. Ihre Arbeit muss sich vom Rest klarer distanzieren und abheben, sonst geht einfach ein gewisser Anspruch verloren, den wir auch nicht wiedergewinnen werden.